

(Wieder) über Klasse sprechen. Zur Einführung

Felix Gaillinger, Anna Klaß

Zusammenfassung

Diese Einleitung zum 86. Band der Reihe Kulturanthropologie Notizen widmet sich der Frage, welche Rolle die Strukturkategorie und Erfahrungsgröße ‚Klasse‘ in der ethnografischen Forschungspraxis spielen kann. Sie formuliert ein Plädoyer dafür, sich in Anbetracht des im deutschsprachigen Raum wieder präsent gewordenen Klassenbegriffs (erneut) einer breiten methodologischen Debatte über das Verhältnis von Ethnografie und Klasse zu widmen. Die Autor:innen dieser Gastherausgeberschaft erproben am Beispiel eigener Forschungen ganz konkrete Möglichkeitsräume und loten dabei das Changieren zwischen eher empirischen und eher theoretischen Klassenverständnissen aus. Auf diese Weise nehmen sie eine relationale Perspektive ein, die auf die Ko-Konstitution von (biografischen) Erfahrungen der Klasse und ihren strukturellen Zusammenhängen fokussiert.

Schlagwörter: Klasse, Europäische Ethnologie, Ethnografie, Erfahrung, Biografie

Felix Gaillinger, Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien, Österreich

Anna Klaß, ehem. Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Ludwig-Maximilians-Universität München, Deutschland

Suchbewegungen zur Bedeutung der Klasse in der ethnografischen Forschungspraxis

Als ich 2022 in einer bayerischen Kleinstadt zu Gast bin, um einen Vortrag über mein Forschungsprojekt zu Unterhaltskonflikten junger Volljähriger gegen ihre Väter zu halten (Gaillinger 2022), fragt mich eine der Gastgeberinnen beim anschließenden kollegialen Austausch, warum ich nicht explizit auf den Klassismus zu sprechen gekommen sei – der Diskriminierung der um ihr Recht Kämpfenden aufgrund ‚der sozialen Herkunft‘ und ‚der sozialen Position‘. Von Klassismus habe sie erst kürzlich in zwei Bänden mit Erfahrungsberichten gelesen; von ihm seien sicherlich auch Unterhaltserstreitende betroffen. Abrupt antworte ich, das rechtliche System weise ihnen in der Tat ungleiche Chancen zu, weil sie im Gegensatz zu vielen Altersgenoss:innen aus bürgerlichen Haushalten um ihre Absicherung während des Studiums kämpfen müssen und damit weniger Kapazitäten haben, dieses mit Erfolg zu beenden. Auf der Zugfahrt zurück habe ich Gelegenheit, meine Antwort zu hinterfragen und denke an meine ethnografische Forschung, in der ich Dorian kennengelernt hatte. Dorian war Sohn eines wohlhabenden

Arztes, Student der Wirtschaftswissenschaften, sein Hobby das Motorradfahren. Selbstbewusst hatte er damit geprahlt, wie es ihm gelungen sei, seinen Vater mit kleinen Kniffen und Falschaussagen dazu zu bringen, mehr Unterhalt zu zahlen, als er müsste, obwohl Dorian das eigentlich gar nicht unbedingt gebraucht hätte: Ihm sei es materiell schließlich rundum gut gegangen. Ein Konflikt sei das für ihn trotzdem gewesen, schließlich habe er durchaus das Gefühl gehabt, dass er seinem Vater dafür eine Gegenleistung erbringen müsse, sei es auch lediglich, diesen stärker an seinem Privatleben teilhaben zu lassen. Ich erinnere mich daran, während meines eigenen finanziell prekären Studiums den Beruf des Blutfahrers im Schichtbetrieb eines Krankenhauses angenommen zu haben, um über die Runden kommen zu können. Zur Zeit meiner Forschung lösten die Begegnungen mit Dorian Wut in mir aus. Nein – Klassismus, den hatte *er* nicht erfahren.

Auch ich durchlebte während meiner 2022 durchgeführten Forschung zu queeren und feministischen Praktiken des Flirtens in Zeiten von #MeToo (Klaß 2024) Befremdungsmomente in einem mir eigentlich doch sehr vertrauten Feld. Im Zuge der Forschung interviewte ich sechs queere und feministische Akteur:innen aus München, die einem akademischen Milieu mit starker Gleichheitsorientierung angehörten (Speck 2019). Besonders deutlich wurde ihre Sozialraumposition in Momenten, in denen sie andere hinsichtlich ihrer Klasse typisierten und sich auf diese Weise narrativ von ihnen abgrenzten. So nahm eine der interviewten Personen im Forschungsgespräch wiederholt auf eine Art des Flirtens Bezug, die in ihren Augen ‚rückständig‘ sei: Die plumpe und wenig kunstfertige Praxis des ‚Anmachens‘. Die Verwendung platter, in der Regel sexistischer Sprüche beschrieb die Interviewpartner:in als ‚prollig‘ und referierte zeitgleich immer wieder auf ‚untere Bildungsschichten‘, die ein egalitäres Partnerschaftsmodell zugunsten eines ‚traditionellen‘ patriarchalen Modells ablehnen würden. Die Abgrenzung vom Bild des ‚Prolls‘, für welchen Feminismus ein Fremdwort sei, diene der eigenen Positionsbestimmung. Demgegenüber fungierte das praktische wie theoretische (queer-)feministische Erfahrungswissen um sexuellen Konsens im Sinne des ‚Nur-Ja-heißt-Ja‘-Prinzips als Distinktionsmerkmal. Statt des ‚prolligen‘ Anmachens reklamierte die von mir interviewte Person auf diese Weise für sich ein ‚Flirten mit Klasse‘. Erst als ich mir die Worte meiner Protagonist:innen in der späteren Analyse Zeile für Zeile vor Augen führte, fiel mir auf, dass ich deren Position im Sozialraum bis dahin für meine Forschung überhaupt nicht für relevant (da ‚unmarkiert‘) gehalten hatte, was vermutlich auch damit zusammenhing, dass wir diese Position teilten.

Weder die Unterhaltungskonflikte noch das Flirten sind ohne die biografischen Bezugnahmen der Forscher:innen und der Forschungspartner:innen hinreichend verständlich. Wie die Einblicke in unsere ethnografischen Forschungen andeuten, hätte uns der Verzicht auf eine klassenbewusste Perspektivierung zu anderen Deutungen führen können. Die Abgrenzung zum ‚prolligen‘ Flirten wäre dann weniger eine klassendistinktive Projektion oder Klassifizierung als vielmehr ein nüchternes persönliches Geschmacksurteil: Das ‚Prollige‘ permutiert hier hingegen zum Containerbegriff, in dem sich moralische Vorstellungen und kulturelle Erwartungen gegenüber einer vermeintlich uncharmanten, ungezügelten – gar weniger zivilisierten – Klasse verdichten. Die Annahme, dass Personen, die Unterhaltungskonflikte ausfechten, per se in ökonomisch und subjektiv prekären Situationen zu vermuten sind und man ihnen daher eine niedrige Klassenposition unterstellen müsste, wäre wiederum eher einem pau-

schalen Ungerechtigkeitsempfinden verpflichtet. Die Mobilisierung unseres eigenen Klassenbewusstseins durch Wut wurde also ebenso wie die Erkenntnis der akademisch-liberalen *middle class*-Orientierung der queeren und feministischen Personen zu einem dringlichen Korrektiv. Wiederholt haben Gertraud Koch und Bernd Jürgen Warneken (2014, 2017) für die Empirische Kulturwissenschaft betont, dass Affekte, Wertzuschreibungen, moralische Urteile und Gerechtigkeitsverständnisse in Sozialbeziehungen klassenspezifische sein können: Sie münden, so die Autor:innen, in hierarchisierenden gesellschaftlichen Bildern von oben, unten¹, arm und reich. Ethnografische Forschungen kann dies nicht unberührt lassen, wenn soziale Ungleichheiten verstanden sein möchten (Skeggs 2004; 2005; Skeggs & Loveday 2012).²

Ethnografische Forschungsprozesse verbindet ein erfahrungsgeleiteter Zugriff auf die Produktion von Wissen und damit methodologisch nicht nur die Frage, *welche* Erfahrungen wir machen, sondern auch, *wie* wir diese machen und repräsentieren. Im Interesse einer umfassend dekolonialen Wissensproduktion bis hin zu den Rändern der Forschungspraxis (Mignolo 2009; Nimführ & Blank 2023) geht dies mit der Frage einher, wer das *Wir* ist, dessen Kompetenzen in Bewegung gesetzt werden und dessen Stimme Felderfahrungen wie die oben beschriebenen einordnet. Im Ergebnis und als Prozess einer relationalen und relativierenden Beziehungswissenschaft (Wietschorke 2012) setzen ethnografische Forschungen Erfahrungen in das Verhältnis zu kulturellen Strukturen, fordern Begriffe und Theorien heraus, nutzen ebenjene allerdings auch, um subjektive Zugänge als lediglich *singuläre* Fälle des Möglichen (Bourdieu 1987a: 11) zu objektivieren. Nicht zuletzt kann es damit gelingen, aus der Analyse von komplexen Konstellationen heraus Anknüpfungspunkte für Interventionen zu formulieren (Gilbert 2019) und der Verantwortung einer kritischen Kulturwissenschaft gerecht zu werden: Wir haben, so führt der Europäische Ethnologe Ingo Schneider (2021: 46) aus, die ethische Verpflichtung, als Forschende eine kritische Haltung einzunehmen und diese nicht zugunsten einer reinen Deskription zu nivellieren.

Mit dem Fokus auf Klasse, so unsere Ausgangsthese, kann sich das Vorhaben einer kritischen Kulturwissenschaft, die sich für soziale Ungleichheiten interessiert, analytisch verdichten. In klassenanalytischen Ansätzen ist, wie Erik Olin Wright (2023) unterstreicht, die Möglichkeit angelegt, ein ideologiekritisches und damit zutiefst reflexives Programm zu beschreiben, das Mikro-, Makro- und Mesoebenen der *Produktion* und *Erfahrung* von klassenbezogenen Ungleichheiten und ihre Scheidelinien wie Sexismus und Rassismus (Meulenbelt 1988) zueinander in Beziehung setzt. Anstatt wie im Falle des Flirtens und der Unterhaltskonflikte einer bürgerlichen Normalitätsfiktion vermeintlich apolitischer Natürlichkeiten

¹ Machtpositionen in Forschungsbeziehungen lassen sich nicht immer in ein klares Oben und Unten einteilen, zumal genau definiert sein müsste, auf welchen kategorialen Kriterien diese Unterscheidung fußt. Forschungspraktisch wurde darauf in kritischer Bezugnahme auf Laura Naders Konzept des *Studying Down* und *Up* wiederholt hingewiesen (Brinkel 2008: 533–535; Montanari 2023: 63–64). Gleichwohl sollte jenseits der Frage nach der Repräsentation ethnografischen Wissens im Forschungsprozess durchaus nach subtilen identifikatorischen Zugriffen gefragt werden. Die ausbleibende Reflexion von Identifikationsprozessen und der damit verbundenen erfahrenen Nähe und Distanz kann nämlich, so Andreas Wittel und Bernd Jürgen Warneken (1997), zu Problemen der Selbstbehauptung bis hin zu rächender Schreibstilistik der ethnografierenden Person führen.

² In der Tat sind auch in der Europäischen Ethnologie in den vergangenen Jahren einige ethnografische Forschungen entstanden, in denen der Klassenbegriff analytisch eine hervorgehobene Rolle spielt (z.B. Ege 2013; Moser & Egger 2019; Wellgraf 2012). Eine aktualisierte und dezidiert methodologische Diskussion der Klasse in der ethnografischen Forschungspraxis steht noch aus.

zuzuspielen, betonen ethnografische Forschungen unter Rückgriff auf theoretische *und* empirische Klassenbegriffe vielmehr den machtvollen Konstruktionscharakter von Ungleichzeitigkeiten und Transformationen. Sich mit einer Forschung verantwortlich zu machen bedeutet dann, Strukturen, die Ungleichheiten hervorbringen, vor dem Hintergrund zeitspezifischer politischer Zusammenhänge zu betrachten (Hall 2000)³ und erfahrungsbasierte Zugänge als Seismografen dafür ernst zu nehmen, wie sich diese in Alltage und Alltägliches einschreiben. Ethnografie kann eine Strategie der Verortung in den damit geöffneten Zwischenräumen sein. Je nach Forschungsverlauf sind entsprechende Konsequenzen für die Greifbarkeit von Klasse zu diskutieren.

Zentral für unseren Special Issue ist die Frage nach der Bedeutung der Klasse in der ethnografischen Forschungspraxis. Wir fragen also danach, wie sich die Klassendimension vielfach in einen Erkenntnisprozess einschreibt und welche praktischen Konsequenzen ethnografisch Forschende daraus ziehen. In unserem Call for Papers hatten wir offengelassen, ob und wie explizit die Klasse der Beitragenden in den Reflexionsprozess Einzug finden sollte. Tatsächlich zeigte sich den Autor:innen der nachfolgenden Seiten spätestens im Schreibprozess, dass sogar jene, die eigentlich darauf verzichten wollten, die eigene Klassenherkunft oder -position in den Fokus ihrer Argumentation zu rücken, immer wieder auf sie zurückkommen mussten. Sicherlich hängt dies mit der für die Ethnografie zentralen Methode der teilnehmenden Beobachtung zusammen, einem reziprok auf Forschende und ihre Forschungspartner:innen einwirkenden Interaktionsprozess (Lindner 1981), in dem nicht nur die reflexive Distanznahme notwendig wird, sondern auch die persönlichen Nähe zu einem Feld mitgedacht sein sollte. Die Beiträge dieser Herausgeberschaft reflektieren das Moment klassenspezifischen Erkennens und Benennens am Beispiel ethnografischer Forschungen von ihren institutionellen und biografischen Verortungen ausgehend bis hin zum Feldzugang, den dabei gemachten Erfahrungen, der Analyse und Begriffswahl und der Verschriftlichung. Sie konturieren damit exemplarische Möglichkeitsräume, die zu einer breiteren Debatte einladen sollen: Sprechen wir (wieder) über Klasse!

Klasse zwischen Strukturalismus und Kulturalismus

„What might be called a ‘pragmatist realism’ has replaced the ‘grand battle of paradigms’.“ (Wright 2009c: 101)

Schon vor einigen Jahren diagnostizierte der US-amerikanische Soziologe Erik Olin Wright mit seiner Formel des pragmatischen Realismus ein zentrales Umdenken in der Verwendung verschiedener Klassenbegriffe und insbesondere das mit empirischen Inneneinsichten begründete notwendige Erodieren orthodox marxistischer theoretischer Universalansprüche. Karl Marx' Klassenanalyse schenkt – wie Klaus Dörre (2021) unter Bezugnahme auf Dahrendorf betont – dem für ethnografische Forschungen eigentlich sehr zentralen „Verhältnis zwischen Klassenstruktur und Klassenhandeln“ (ebd.: 258) nicht ausreichend Beachtung. Unterschiedliche Arten und Weisen, Klasse theoretisch und empirisch zu greifen, so Wright

³ So betont auch Moritz Ege (2021: 192), jene Einbettung solle „einen Raum des Forschens aufspannen, in dem sowohl der Impuls wirksam ist, Auswege aus einer schlechten Gegenwart zu finden, als auch ein Forschungsethos der empirischen wie theoretischen Problematisierung, das vor dem berühmten ‚Pessimismus des Intellekts‘ nicht zurückschreckt“.

(2009c) weiter, sollen sich weniger kompromisslos gegenüberstehen und müssen nicht exklusiv Partei für eine strukturalistische oder für eine kulturalistische Perspektive nehmen, sondern können sich klug miteinander verbunden ergänzen. Einem solchen umfassenden Programm stehen (insbesondere in Feldern politischer Kämpfe) jene skeptisch gegenüber, die sich auf ein eingeschränktes, einer theoretischen Schule verpflichtetes Klassenverständnis festgelegt haben. Das Ringen um die Normativität bestimmter Klassenverständnisse schreibt sich nach Erik Olin Wright (2009b) bisweilen auch in die akademische Wissensproduktion ein:

„the alternative frameworks of class analysis [...] often appear to be hostile camps, each trying to recruit supporters and defeat opponents. Students interested in class analysis thus often feel that they have to make a choice, to adopt one or another of these approaches to the exclusion of others. But if it is the case that these various approaches are organized around different mixes of anchoring questions, then, depending upon the specific empirical agenda, different frameworks of class analysis may provide the best conceptual menu. One can be a Weberian for the study of class mobility, a Bourdieuan for the study of the class determinants of lifestyles, and a Marxian for the critique of capitalism.“ (ebd.: 191–192)

Wrights Argumentation ist für die ethnografische Forschungspraxis zunächst noch eher kontraintuitiv, wenn er anschließend vorschlägt, zu Beginn einer Analyse zu sichten, welcher Klassenbegriff wiederum welche Fragen zu beantworten ermöglicht, gilt in der Ethnografie doch stets das Primat der erfahrungsgeliteten Induktivität. In hingegen sehr anregender Weise versammelt sein Einführungswerk in die Klassenanalyse (Wright 2009a) mehrere Aufsätze, die sich unterschiedlichen theoretischen Schulen widmen, so etwa den Zugängen von Bourdieu, Durkheim, Weber und Marx, aber darüber hinaus auch Ansätzen der Post-Klassen-Analyse Raum geben. Letztere, so der australische Soziologe Jan Pakulski (2009), begegnen der Tatsache zunehmend komplexer Konfigurationen von Antagonismen und Ungleichheiten, die mit konventionellen und insbesondere deterministischen Klassenbegriffen nicht gefasst werden können. Wir werden darauf weiter unten am Beispiel des kontroversen Klassismuskonzepts eingehen. Auf dem Fundament der Zusammenschau der klassenanalytischen Zugänge formuliert Wright (2009b) sodann sechs Fragen, auf die ‚Klasse‘ in all diesen Ansätzen eine Antwort figurieren kann:

- „1. Ressourcenzugang: ‚Wie sind Menschen objektiv in der Verteilung materieller Ungleichheit positioniert?‘
2. Subjektiv saliente Gruppen: ‚Was erklärt, wie Menschen, individuell und kollektiv, sich selbst und andere innerhalb einer Struktur der Ungleichheit subjektiv verorten?‘
3. Lebenschancen: ‚Wie lassen sich ungleiche Lebenschancen und materielle Standards erklären?‘
4. Antagonistische Konflikte: ‚Welche systemisch-soziale Spaltungen prägen Konflikte?‘
5. Historische Variation: ‚Wie sollten wir historische Variationen in der sozialen Organisation von Ungleichheiten charakterisieren und erklären?‘
6. Emanzipation: ‚Welche Arten von Transformationen sind erforderlich, um Unterdrückung und Ausbeutung in kapitalistischen Gesellschaften zu beseitigen?‘“ (ebd.: 180–181, Übersetzung der Autor:innen)

Erik Olin Wrights Fragen werden – so unsere Annahme – unter Rückgriff auf erfahrungsbasierte und theoretische Klassenbegriffe zugänglich. Sie sortieren Anknüpfungspunkte, die ethnografische Forschungen sensibilisieren können und einem theoretischen Eklektizismus vorbeugen. Grundsätzlich kursiert in den Sozial- und Kulturwissenschaften die Vorannahme, dass insbesondere strukturalistische theoretische Klassenansätze nur schwerlich mit dem für die ethnografische Forschung so zentralen Konzept der gelebten Erfahrung vereinbar sind, weil sie primär apersonale Strukturen in ihrer Relation erfassen (Marchart 2018). Wie Jan Pakulski (2009) betont, werden sie zudem oft zu voreilig eingesetzt, etwa wenn systemische und auf binären Oppositionen beruhende Stellungen im Klassensystem und damit verbundene wirtschaftliche und soziale Interessen positivistisch als per se gültige Referenzfolie über ein Feld gestülpt werden. Pierre Bourdieu (1998) spricht daher auch von Klassen, die auf dem Papier sozialräumlich und mit Blick auf ihre Beziehungen betrachtet werden können, allerdings der konkreten Empirie ‚realer Klassen‘ gegenübergestellt werden müssen. In der ethnografischen Forschungspraxis nehmen apersonale Strukturkategorien durch die Fokussierung auf verhältnismäßig kleine Wirklichkeitsausschnitte schließlich Gestalt an; sie spiegeln sich in Form von Erfahrung etwa in Narrativen und Praktiken ganz konkret. Strukturell einer Klasse angehörig zu sein und einen Klassenhabitus im Sinne einer biografischen oder körperlichen Prägung verinnerlicht zu haben, die in Alltagskontexten verschiedentlich präsent werden kann – klassenunbewusst spürbar, klassenbewusst reflektierbar –, sind entsprechend zwei analytisch parallel zueinander verlaufende Ebenen. Marx‘ politökonomischer Ansatz, der industriekapitalistische Ausbeutungsverhältnisse zwischen der Bourgeoisie und der proletarischen Lohnarbeiterschaft in der Klassengesellschaft zu greifen versucht (vgl. Candeias 2021), ist beispielsweise nicht dazu geeignet, das Flirten als klassenbezogene Stilisierungspraxis zu erklären. Vielmehr geht es hier um den Rückgriff auf klassenspezifische Erfahrungsschätze, die zutiefst habitualisiert sind und biografischen Prägungen folgen. Umgekehrt wären die Konstellationen in Unterhaltskonflikten ohne Rekurs auf theoretische Klassenkonzepte um die Reproduktion einer Klassenlage nur schwerlich analytisch zu durchdringen, ohne zu moralisieren – insbesondere, wenn stark subjektive Fragen der sozialen Gerechtigkeit den strukturellen Tatsachen gegenüber priorisiert werden. Folgerichtig – so Oliver Marchart (2018: 74) unter Bezugnahme auf Stuart Hall – darf auch eine kulturalistische Sichtweise auf Klasse nicht die Strukturen aus den Augen verlieren, die Handlungsräume bedingen. Ethnografische Forschungen zu Klasse sollten daher nicht behaupten, Klassenstrukturen und mit ihnen gemachte Erfahrungen würden Akteur:innen und ihr Tun determinieren. Noch ist es sinnvoll, die Erfahrung sozialer Ungleichheit auf einer allzu individualisierenden Ebene zu fokussieren, wenn damit die strukturellen und ideologischen Fundamente ausgeblendet bleiben, die eine Praxis für bestimmte Akteur:innen plausibel machen. Jüngst machte auch der Germanist Carlos Spoerhase (2024) am Beispiel von Essens- und Besteckszenen in Erzählungen sozialen Aufstiegs darauf aufmerksam, dass erfahrungsbasierte Zugänge sehr wohl dazu geeignet seien, „das Formalisierte und Regelmäßige“ (ebd.: 72) klassenspezifischer Praxis in den jeweils fokussierten Kontexten zu verstehen. Allerdings laufen jene stets Gefahr, „das Verstehen des Sozialen als eine Einführung in verschlüsseltes Regelwissen zu konzipieren“ (ebd.) und dadurch die Artikulation sozialer Ungleichheiten entlang der Klasse mitunter ungewollt auf einer symbolischen Ebene zu diskutieren. Dies würde eher an Verständnisse sozialer Schichtung erinnern, als das strukturelle Fundament zu fassen, das klassenbedingte Ungleichheiten überhaupt möglich macht. Eine ethnografische Genauigkeit, wie der Anthropologe Raymond Smith bereits in den 1980er Jahren plädierte, sei ferner unverzichtbar, wenn es darum gehe mehr zu betreiben, als eine

abstrakte Wirtschaftsgeschichte oder eine allzu monotone „recitation of the by now all too obvious fact of the importance of the world system“ (Smith 1984: 491). Dass Klasse eine wirkmächtige Kategorie sozialer Ungleichheit ist, nachdem insbesondere im deutschsprachigen Raum mit dem „Ideologen der neuen Rechten“ (Dahrendorf 1975: o.S.), dem Antiklassentheoretiker Helmut Schelsky (1965) und seiner erstmals 1953 formulierten These der nivellierten Mittelstandsgesellschaft und ab den 1980er mit Ulrich Beck (1983) wiederholt der wissenschaftliche Abschied von Klassenkonzepten eingeleitet wurde, dürfte heute im kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskurs um soziale Ungleichheiten vor dem Hintergrund multipler Krisen wohl kaum mehr zur Debatte stehen.

Ein im deutschsprachigen Raum aktuell prominentes Konfliktfeld, in dem wiederum Kritik an einem fehlenden theoretischen Klassenbegriff zu Tage tritt und die Wiederentdeckung der Relevanz der Klassendimension als ein identitätstheoretisches Projekt polemisiert wird (siehe Wellgraf in diesem Band), ist der Klassismuskonzept. Der Klassismusbegriff etablierte sich seit den 1980er Jahren im Kontext Schwarzer, lesbischer und feministischer Bewegungen in den USA (Roßhart 2016; Abou 2020; Kemper & Weinbach 2009: 33–51) und in den vergangenen Jahren schließlich auch im deutschsprachigen Raum als ein Projekt, das der kollektiven Ausschlusserfahrung entlang der Klassenposition und -herkunft einen Namen gibt und damit stärker als klassentheoretische Ansätze die Gewichtigkeit alltäglicher Mikroperformanzen klassenbezogener Differenz aus intersektionaler Perspektive fokussiert.

In einer gemeinsamen Lehrveranstaltung zu Klassismus und Ethnografie, die wir im Wintersemester 2021/22 am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der LMU München anboten, merkten wir, dass die Studierenden weniger über klassentheoretische Abhandlungen als vielmehr über ebensolche erfahrungsgeliteten Zugänge ein Gespür für die alltäglichen Dimensionen von Klasse entwickelten. Dies spiegelte sich unter anderem in der Art und Weise, in der die Teilnehmenden unseres Seminars begannen, über die eigene Situiertheit zu sprechen und über die strukturellen Grundlagen der gelesenen, identifikatorisch nahbaren Erfahrungsberichte nachzudenken. Gerade dieser Punkt ist es, an dem eine Theoriearbeit unseres Erachtens didaktisch gut einsetzen kann, weil sie so nicht Gefahr läuft, Klasse kontextblind zu überzeichnen oder abstrakte Begriffe willkürlich einzusetzen.

In einer von vielen polemischen Kritiken am vermeintlich untertheoretisierten Klassismusbegriff, und der Frage, ob er dabei helfen kann, Klassenunterdrückung zu verstehen, weisen die Soziolog:innen Fred Pincus und Nathalie Sokoloff (2008: 16) zugleich auf die Relevanz hin, deutlich zu artikulieren, worauf die eigene Analyse unter Rückgriff auf welches Klassenverständnis eigentlich abzielt. Ihr Kulturalismusvorwurf am Klassismuskonzept, das in ihren Augen strukturelle Ungleichheiten nicht erklären könne, würde in jenem Moment hinfällig, in dem benannt ist, dass Klassismus ein aktivistischer Erfahrungsbegriff zu verstehen sein kann, der in der Praxis Verwendung findet, um subjektiv wahrgenommene Ungerechtigkeiten verbindend in einem gemeinsamen Begriff zu verdichten und zu artikulieren, und damit auf dessen historische Wurzeln zu rekurrieren (Roßhart 2016). Analytisch würde in weiterer Konsequenz und durch die Brille des Post-Klassenansatzes (Pakulski 2009) der Verzicht auf ein streng theoretisches Klassenverständnis dann nicht bedeuten einer apolitischen Normalitätsfiktion zuzuspielen, wengleich die analytische Reichweite in Frage gestellt werden kann. Wright (2009a; 2023) würde wohl in seinem pragmatischen Realismus vorschlagen, je nach Kontext gezielt weitere Theorien hinzuzuziehen, um die Ausschlusserfahrungen auch strukturell weiterzudenken: Dies widerspricht Pincus und Sokoloffs (2008)

Kritik nicht, dass nicht bei der Interpretation kultureller Hegemonie als Ursache von Unterdrückung stehen zu bleiben sei, sondern Klassenwidersprüche als gesellschaftliches Verhältnis (mindestens zusätzlich) in den Blick zu nehmen sind.

Dass ein Verzicht auf Theorie, auch wenn es das primäre Anliegen ist soziale Ungleichheiten erfahrungsnah sichtbar zu machen, allerdings zu ideologischen Instrumentalisierungen und einer Dekontextualisierung des Klassenbegriffs führen kann, zeigen Debatten im Kontext höchst konservativer bis rechter politischer Lager, etwa um Rainer Zitelmann (2020), die reklamieren, Reiche würden ‚Klassismus nach oben‘ beziehungsweise Abwertung aufgrund ihrer Klasse erfahren (Gaillinger 2021). Aufgabe einer ethnografischen Forschung zu Klasse ist es mindestens, dieser Beliebigkeit mit einer sorgsamem Begriffsarbeit vorzubeugen oder proaktiv entgegenzutreten.

Was all jene Ansätze, die Klasse theorie- oder erfahrungsgeleitet thematisieren, verbindet, ist eine relationale Perspektive, die sich von der Annahme sich nicht berührender Schichten und Aufschichtungen in loser Koexistenz abgrenzt. Letztere fokussiert primär, was Wolfgang Kaschuba (2003) unter der horizontalen Dimension sozialer Ungleichheit fasst, nämlich das Anderssein gesellschaftlicher Gruppen und zwar mit Blick auf ihre materiellen Dispositionen und ihre alltägliche Lebensführung. Die vertikale Achse sozialer Ungleichheit hingegen geht davon aus, dass sich daraus auch „eine klar abgestufte Hierarchie sozialer Macht und individueller Lebenschancen ergibt, die dauerhaft und systematisch wirkt“ (ebd.: 148). Theoretische Modelle sozialer Ungleichheit, so der Europäische Ethnologe weiter, stehen der alltagsweltlichen Komplexität dabei immer ein Stück weit unversöhnlich, da komplexitätsreduzierend, gegenüber (ebd.). Eine ethnografische Forschung ist folgerichtig herausgefordert, Klassenbegriffe, so etabliert sie auch sein mögen, immer wieder in Frage zu stellen. Das bedeutet in letzter Konsequenz auch, danach zu fragen, inwieweit die eigene Klassenposition und damit verbundene Erfahrungen die Art und Weise tönen, in der wir Ungleichheiten in ethnografischen Forschungen einordnen. Die Beitragenden unseres Special Issues ergreifen weder klar für einen kulturalistischen noch für einen exklusiv strukturalistischen Klassenansatz Partei. Vielmehr nehmen sie eine relationale Perspektive ein, die auf die Ko-Konstitution von (biografischen) Erfahrungen der Klasse und ihren strukturellen Zusammenhängen fokussiert. Manchmal tun die Forschenden dies, indem sie unter Rückgriff auf ihre eigene Klasse das Erkenntnispotenzial bergen, das sich bereits aufgrund der Tatsache ergibt, ein bestimmtes Klassenbewusstsein zu besitzen.

Um klassenspezifische soziale Ungleichheiten in Erfahrungskontexten tatsächlich als relationale denken zu können, bietet es sich an, Wrights Fragenkatalog (Wright 2009b) noch ein weiteres Mal zu abstrahieren: All seinen vorgeschlagenen Zugriffen liegt die Annahme zugrunde, dass das Mehr der und des Einen subjektiv und objektiv, mittelbar und unmittelbar mit dem Weniger der und des Anderen zusammenhängt. Mit ihrer Interpretation des Verbindungsprinzips zwischen Klassen arbeiteten dies auch Luc Boltanski und Ève Chiapello (2003) in *Der neue Geist des Kapitalismus* heraus. Damit meinen Klassenanalysen nicht unbedingt ausschließlich die Stellung im Produktionsprozess zwischen Kapitalbesitzenden und Ausgebeuteten, sondern breiter noch den Zugang zu kulturellem, ökonomischem oder sozialem Kapital, Rechten, staatlichen Absicherungen, die Präsenz in medialen Repräsentationen sowie die Gestaltungsmacht über diese und vieles mehr. Diese hierarchische Relationalität einzufangen machten sich bereits Vertreter der frühen Cultural Studies wie Raymond Williams zur Aufgabe, indem sie versuchten, „mithilfe von Methoden der Ethnografie und des *Close Reading* die Beziehungen zwischen den Elementen einer bestimmten umfassenden

Lebensweise zu rekonstruieren (Williams 1983: 50) und deren Gefühlsstrukturen anhand kultureller Artefakte herauszuarbeiten“ (Marchart 2018: 53).

Eine ethnografische Forschung kann durch ein solches klassenbewusstes *Close Reading* eine Perspektive einnehmen, die davon ausgeht, dass soziale Ungleichheiten nicht (nur) im Alltag der:des Einzelnen individuell hervorgebracht werden, sondern Teil einer komplexeren Matrix historischer Variationen, struktureller objektiver Verortungen sowie subjektiver gruppenspezifischer Interessen und damit einhergehend ungleicher Teilhabe- bis hin zu Lebenschancen sind (Wright 2009b). In Feldern sozialer Ungleichheiten sollten diese Ebenen bei aller notwendigen ethnografischen Offenheit reflektiert sein, insbesondere, um nicht zu verwechseln, dass ‚Offenheit‘ nicht bedeutet, die eingangs erwähnten bürgerlich-apolitischen Natürlichkeiten unhinterfragt zu dokumentieren, ohne ihren machtvollen Konstruktionscharakter einzufangen. In der Tat ist es die Aufgabe einer kritischen Kulturwissenschaft, ein „Gespür dafür zu entwickeln, was in der Luft liegt“ (Schneider 2021: 35) und danach zu fragen, wofür ‚Kultur‘ in klassengegliederten Gesellschaften in politischen und sozialen Kontexten (alltäglich) mobilisiert wird (Evans 2017).

Der Fokus auf den Produktionszusammenhang ethnografischer Forschungen allerdings erinnert zugleich an ein zentrales Moment, das häufig in akademischen Debatten in den Hintergrund gerät: So politisch, so klassenkämpferisch, so antihegemonial und so erfahrungsgelenkt ethnografisches Forschen zu Klassendynamiken auch sein mag, so ist dessen Produktion doch zumeist kontextualisiert im institutionellen Gewebe der Universität, die selbst auf grundlegend hierarchischen und ungleichheitserzeugenden Strukturen fußt und neoliberalen Grundsätzen der Meritokratie und Verwettbewerblichung folgt, die sich auch auf die Art und Weise, in der über Klasse geforscht und persönlich gesprochen werden kann, auswirkt (Reuter et al. 2020; Gutekunst & Rau 2023).

Academia als machtvoller Ort der Wissensproduktion

Ein Großteil der Autor:innen dieses Special Issues verortet sich mit Blick auf die eigene Klassenposition in der Übergangszone zwischen Klassen und damit zwischen der Reproduktion und der Nicht-Reproduktion biografischer Prägungen (Jaquet 2018), denen sie einen Einfluss auf ihre ethnografische Forschungspraxis beimessen: Sie sind weder gänzlich aufgestiegen, noch gänzlich verwurzelt in jenem Kontext, der sie vor ihrer universitären Laufbahn beheimatete. Wie Carlos Spoerhase im Nachwort zu Chantal Jaquets Theoretisierung dieser Transitzone am Beispiel von Autosozio biografien argumentiert, stellt ein:e Klassenübergänger:in die „paradigmatische Figur des Intellektuellen“ dar (Spoerhase 2018: 245). Dies ermögliche es den transclass-Personen, auf der Basis eines „biografisch nachgewiesenen Distanzierungs-talents“ (ebd.) als ideale und authentifizierte Kulturkritiker:innen im Diskurs um Klasse aufzutreten. Sie seien dafür prädestiniert, zu begreifen, „daß das Ich als etwas grundlegend Soziales keine tiefergehende Substanz hat“ (ebd.). Zur Rolle der Authentizität wurde in den 1990er Jahren der volkskundlichen Arbeiterkulturfor schung Ähnliches behauptet. Wolfgang Kaschuba fragte für sogenannte proletarische Perspektiven nach der Möglichkeit einer „habitualisierte[n] Gesellschaftskritik“ (1991: 50), woraufhin Rolf Lindner entgegnete, eine solche Betrachtungsweise führe „(gewissermaßen hinter dem Rücken der Definierenden) dazu, die Wirkungsweise von Kultur als ein Naturverhältnis zu denken“ (Lindner 1996: 76). In jener Analogie sind Klassenübergänger:innen dann besonders authentisch, wenn sie die eigene ‚ursprüngliche‘ Klassenherkunft noch immer prägt, sie aber in den universitären Kontext Eingang gefunden haben, der sie dazu befähigt, ihre Erfahrungen akademisch(er) zu

artikulieren. Umgekehrt ließe sich überlegen, ob die Fluidität des Klassenüberganges nicht auch in einer teilweise erzwungenen Internalisierung von Klassegegensätzen liegt. Prämisse dafür ist die manchmal voreilige Annahme, in nichtakademischen Elternhäusern würde anders gesprochen und Passungsschwierigkeiten und Habitusdifferenzen seien grundsätzlich die Folge einer durch die Klasse aber auch durch weitere Mobilitätserfahrungen bedingten Sphärendiskrepanz (El-Mafaalani 2017). So machte Felix Gaillinger wiederholt die Erfahrung, in Anfragen für Vorträge und Workshops als eine Person adressiert zu werden, die bereits aufgrund der Tatsache, dass er sich ethnografisch mit Klassenfragen beschäftigt, vermutlich selbst Ausschlussverfahren gemacht habe, die er dann auf den Veranstaltungen zum Ausdruck bringen möge, und das eben gerne in einer ‚ihm nahen‘ Sprache.

Ein epistemischer Vorteil in der Analyse von Ungleichheiten wurde auch den Gründungsmitgliedern des *Centers for Contemporary Cultural Studies* (CCCS) zugeschrieben, den sogenannten *Scholarship Boys*. Als Stipendiaten an Elite-Universitäten wurden die Arbeiter:innensöhne Raymond Williams und Richard Hoggart sowie der aus einer jamaikanischen Mittelklassenfamilie stammende und doch stets zwischen zwei Inseln diasporisch lavierende Stuart Hall (2020) mit der Kultur der britischen Oberklasse konfrontiert (vgl. Marchart 2018: 29). Daraus resultierte Ungleichheitserfahrungen führten sie in der Folge zu einem kulturalistisch geprägten Verständnis von Klasse. Dieses sieht das „entscheidende Kriterium von Klasse nicht im ökonomischen Privileg, sondern [...] in Prinzipien der Lebensführung“, wie Rolf Lindner (2000: 30–31) resümiert. Raymond Williams (1983: 74) reflektierte diese Einschreibungen entlang der eigenen Biografie:

„Die Ungleichheit, die ich erfuhr, war für mich – für jemand, der aus der Arbeiterklasse kam und die höheren Bildungsinstitutionen durchlief – in erster Linie eine Ungleichheit der Kultur, des Bildungsgangs, des Umgangs mit der Literatur. Was von anderen in anderen Situationen direkt als ökonomische oder politische Ungleichheit erfahren wurde, war für mich, bedingt durch meinen Weg, die Ungleichheit, gewissermaßen sogar die Nicht-Gemeinsamkeit der Kultur.“

Edward Palmer Thompson schlug folgerichtig vor, weniger wie Raymond Williams von *culture as a whole way of life* zu sprechen, als von *culture as a whole way of struggle* (Thompson 1959: 52). Dem Konflikt, wie er für die Klassenübergänger:innen expliziert wird, misst diese Argumentation jenseits romantisierender Beschönigungen zu gewissen Anteilen eine biografisch begründete Innensicht bei, die in ethnografischen Forschungen fruchtbar sein darf: Der forschende *Struggle* leiste einer bestimmten Art des Verstehens Vorschub, die Stuart Hall in einem Interview mit Les Back folgendermaßen beschreibt:

„It makes possible insights that you can't really get any other way, because it takes you deep and close, and it frames you emotionally as well as analytically, and it takes you subjectively as well as objectively. So there's certain kinds of insights you can't get without that“ (Hall & Back 2009: 676)

Auch die Autor:innen unserer Gastherausgeberschaft mobilisieren in ihrer ethnografischen Forschungspraxis die gelebte Erfahrung ihrer Klassenposition und -herkunft und überlegen, wie sich diese analytisch produktiv machen lässt. Durch die Emphase auf das Gelebte der Erfahrung, so Oliver Marchart (2018: 74), rückt in den Vordergrund, dass sich ein Bewusstsein für einen Gegenstand gleichzeitig mit den Produktionsbedingungen jenes Bewusstseins

überlappen kann. Die Betonung der eigenen Klasse kann mit Rolf Lindner deshalb auch als eine reflexive Widerstandsstrategie verstanden werden, denn im „wissenschaftlichen Diskurs zielt diese Kategorie nicht nur auf eine vernachlässigte analytische Dimension, sondern meint auch eine Kritik am akademischen System der Zeit, das Lebenserfahrung als Wissensressource systematisch ignoriert“ (Lindner 2001: 25). Dass in den vergangenen Jahren in mehreren Sammelbänden und Anthologien verstärkt über die Erfahrung von Klassendifferenzen im akademischen System publiziert wurde (Altieri & Hüttner 2020; Reuter et al. 2020, Stamm 2019; Lange-Vester & Sander 2016), kann durch diese Brille gleichsam als Versuch gedeutet werden, Kollektivität in befremdlichen und befremdenden Strukturen herzustellen und eine Gegenposition zu hegemonialen Leitbildern universitärer Kulturen zum Ausdruck zu bringen. In seiner wegweisenden ethnografischen Studie *Learning to Labour. How Working Class Kids Get Working Class Jobs* zeichnete Paul Willis (1977) Ähnliches für Gegen-Schulkulturen von Arbeitersöhnen nach, an deren Formierung sie durch ihre nach außen getragene Identifikation mit der Arbeiterklasse und mit informellen Strategien wie dem Pöbeln und dem Lachen arbeiteten. Zwar manifestierten die sogenannten Lads symbolisch ihre klassenbedingte Gruppenzugehörigkeit, trugen damit aber auch zur Reproduktion ihrer Klassenlage bei. Letztlich führte ihr Kollektivbestreben also nicht zu dem, was heute unter einem Aufstieg verhandelt wird. Wie Walter Leimgruber (2023: 45) für die kulturelle Figur des meist männlich konnotierten, sich nach ‚oben‘ kämpfenden akademischen Klassenaufstiegers reflektiert, ist diese andererseits bereits mit manchen Anforderungen akademischer Performanz vertraut, und wirkt damit mitunter nach außen hin paradoxerweise umso resilienter, denn „Pragmatismus, Flexibilität, auch das Aushalten von Widersprüchen widersprechen den rigiden Positionen von Personen, die nie in irgendeiner Weise existentiell herausgefordert waren“ (ebd.).

Doch nicht alle Erfahrungen der Autor:innen dieser Gastherausgeberschaft lassen sich mit dem Begriff des Klassenaufstiegs bzw. des -übergangs erklären. Beispielsweise kann sich dieses Phänomen – wie Natalia Picaroni-Sobrado in ihrem Beitrag zeigt – zeitgleich mit Migrationserfahrungen überschneiden. Während ihres Studiums der Kultur- und Sozialanthropologie in Wien war für Picaroni-Sobrado nicht nur der akademische Kontext irritierend, sondern auch die Art und Weise, in der dort über Kolonialismus und globalen Kapitalismus gesprochen wurde, von dem sie in ihrer Heimat Uruguay selbst betroffen gewesen war. Dies habe dazu geführt, dass sie sich mit jenen, über die in Wien geforscht und gelehrt wurde, deutlich stärker identifizieren konnte als mit der befremdlichen Art und Weise, in der ihre Kolleg:innen über für sie offensichtliche Zusammenhänge globaler Gefälle rätselten. Breiter als etwa Chantal Jaquets (2018) transclass-Konzept greift dies Lila Abu-Lughods (1996) Begriff des Halfies auf: Er beschreibt Personen, deren kulturelle Identität aufgrund von Mobilitätserfahrungen eine Form der Hybridität aufweist. Dadurch bringen sie in ihrer Forschungspraxis „die Grenze zwischen dem Selbst und dem Anderen ins Wanken“ (ebd.: 14). Feministische sowie Halfie-Anthropolog:innen wechseln, so Abu-Lughod, demnach „beklommen hin und her zwischen den Positionen des Sprechens ‚über‘ und des Sprechens ‚als‘“ (ebd.: 21), das sich aus komplexen Formationen und nicht aus einem kausalen Ursache-Wirkungs-Verhältnis zwischen Herkunfts-klasse und Erfahrungskontext ergibt. Hierin spiegelt sich erneut, dass ethnografische Forschungen Klasse nicht per se als exklusive Referenzgröße mit Gültigkeitsanspruch voraussetzen sollten. Genauso wenig kann es darum gehen, die Performanz von Klasse emphatisch in den Vordergrund zu rücken, ohne diese dicht entlang konkreter ethnografischer Einblicke zu bezeugen.

Im Zuge von Vorgesprächen zu unserer Gastherausgeberschaft erfuhren wir auch von Kolleg:innen, die sich gegen eine Einreichung entschieden, weil sie nicht offen über ihre biografischen Erfahrungen schreiben wollten, die gleichwohl ihre Ethnografien beeinflusst hatten. Scham war nicht der einzige Grund. Vielmehr spielte in vielen der Gespräche auch die Befürchtung vor Anerkennungsverlust im abhängigkeitsgeprägten wissenschaftlichen Betrieb eine Rolle, etwa durch jene, die – und hierin verdeutlicht sich der ideologische Charakter der Debatte (Wright 2009b) – die Bedeutung der Klasse per se verneinen und an das Leistungsversprechen glauben, das aber nur dann gültig sein kann, wenn jede:r mit gleichen Startvoraussetzungen ausgestattet ist, auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler klassenlos ‚unmarkiert‘ sind: In ihrer Studie *Zwischen W3 und Hartz IV. Arbeitssituation und Perspektiven von wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern* zeigten Andrea Lange-Vester und Christel Teiwes-Kügler, dass es im Bereich des wissenschaftlichen ‚Nachwuchses‘ überwiegend Personen aus nichtakademischen Elternhäusern sind, die sich freiwillig für eher unattraktive Zuarbeiten ihren Vorgesetzten gegenüber anbieten, eigene Interessen eher in den Hintergrund rücken und sich mit prekären Bedingungen *trotzdem* arrangieren: „Frühzeitige Investitionen in Netzwerke und soziales Kapital, die geschickte Selbstpräsentation und das Hervortreten aus der Masse sind dagegen in unserer Stichprobe eher wissenschaftlichen MitarbeiterInnen aus gehobenen Herkunftsmilieus vorbehalten gewesen“ (Möller 2018: 274, zitiert nach Lange-Vester & Teiwes-Kügler 2013: 189)⁴. Die eigene Klasse zu einer Sache zu machen, ist im Forschungskontext Universität durchaus tabuisiert, aber auch an habituelle Prägungen und damit verbundene Selbstverständnisse gegenüber universitärer Arbeitskulturen gekoppelt.

Zuletzt spielte in den Vorgesprächen auch die Erzählung der zu vermeidenden narzisstischen Selbstthematisierung eine große Rolle (Bourdieu 1993), in der das eigentliche Interesse der Feldforschung in den Hintergrund zu rücken droht. Dabei ist der Grat schmal: Auf Bourdieu (ebd.) bezugnehmend reflektieren Brigitte Becker und Kolleg:innen (2017) zurecht, Reflexivität sei aus epistemologischer Perspektive grundsätzlich nicht ohne dialogische Fremderfahrung möglich; ohne letztere würde „ein narzisstisches Forschungssubjekt ermächtigt, das Erkenntnis aus seinen eigenen Wahrnehmungen ohne das Korrektiv der aktiven Feldinteraktion zu gewinnen sucht und das den reflexiven Dialog mit dem unbekanntem Anderen in seinen sozial-kulturellen Kontexten nicht mehr führen kann“ (Becker et al. 2017: 79). Bei aller berechtigten Kritik und sicherlich auch strategischen Abgrenzung kann unseres Erachtens selbst das, was Bourdieu (1993) eine Nabelschau nannte, zugleich eine Einladung für Leser:innen sein, sich zu dieser Nabelschau in ein Verhältnis zu setzen. Die eigene Klasse als

⁴ Christina Möller (2018) kritisiert die eingeschränkte Verallgemeinerbarkeit der Studie, doch erinnern die Überlegungen in Lange-Vester und Teiwes-Kügler (2013) an Erfahrungsberichte, die auf die Divergenz zwischen institutionellen Leistungsanforderungen und tatsächlicher Leistung verweisen: Arbeiter:innenkinder wirken an Universitäten mitunter nach außen hin resilienter, gleichwohl häufig in einem tendenziellen Überengagement darum ringend, auf ein ‚sicheres‘ Danach zu streben. Mit dem sogenannten ‚Impostor-Syndrom‘ ist in diesem Zusammenhang gemeint, dass sich insbesondere Working Class-Wissenschaftler:innen ihres verdienten Erfolgs trotzdem nicht sicher seien, ihn vielmehr als ein *Making it by Faking it* verstehen und sich wie Hochstapelnde im Elfenbeinturm fühlen (Granfield 1991; Wietschorke 2019; Maclean 2022). Es handelt sich dabei um ein stark psychologisierendes Argumentationsmuster, das mit einem Fokus auf Klasse nicht davon ablenken sollte, dass beispielsweise die im Sammelband *Vom Arbeiterkind zur Professur* (Reuter et al. 2020) zu Wort kommenden Professor:innen auch bei Impostor-Syndrom in einer strukturell abgesicherten Klassenlage verortet werden dürften (intersektional, autoethnografisch und im Post Doc-Bereich außerdem in Reilly 2023).

Forscher:in in den Vordergrund zu rücken, kann für die Rezipient:innen der dabei entstehenden Texte ein Reflexionsangebot sein, weil sie sich mitunter mit den Erzählungen der Autor:innen identifizieren oder sich von ihnen abgrenzen und so den eigenen Blick für die Wichtigkeit einer ansonsten oft tabuisierten Größe schärfen, wenn nicht gar ein eigenes Klassenbewusstsein entwickeln. So käme dann selbst mit einer narzisstischen Reflexivität das zum Vorschein, was Nancy Fraser (1992) die Artikulation einer subalternen Gegenöffentlichkeit in Kontexten nennt, in denen bürgerlich-liberale Vorstellungen einer für alle unproblematischen Teilhabe am System dominieren. In evokativen Autoethnografien wird dieses Programm längst erprobt (Bönisch-Brednich 2012; Ploder & Stadlbauer 2013; Ploder 2021). Selbstreflexionen und Erfahrungsberichte zu Klasse durchbrechen das, was Iris Marion Young in ihrem Aufsatz *The Five Faces of Oppression* als Kulturimperialismus bezeichnet: „The dominant groups and their cultural expressions are the normal, the universal, and thereby unremarkable“ (Young 1988: 285). Während Klassenaufsteigende in der Folge dieser Erzählungen dann allerdings möglicherweise als Zeug:innen des erfolgreichen Überwindens struktureller Ungleichheiten gelesen werden könnten (Jaquet 2018; Möller et al. 2020), problematisiert die *Halfie*-Position im Zuge eines Klassenüberganges vielmehr die Ambivalenz eines un abgeschlossenen Projekts. Schenken wir Bernd Jürgen Warnekens (2020: 122) Überlegungen für die Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie Glauben, dass „fast alle Forscherinnen [*sic!*] ‚Mittelschichtskinder‘ sind und keine persönliche Beziehung ‚nach unten‘ haben“, wäre es durchaus an der Zeit, eine grundsätzlichere Diskussion über die daraus folgenden methodischen Konsequenzen zu führen und die besondere epistemische Innensicht aus einem kulturellen Dazwischen nicht zu idealisieren. Die Beiträge dieser Herausgeberschaft argumentieren am Beispiel ethnografischer Forschungen die Ambivalenz dieses Unterfangens.

In den Perspektiven von Klassenübergänger:innen, Aufsteigenden und *Halfies* verdichten sich also Erfahrungen und gesellschaftliche Zuschreibungen, die Hinweise auf strukturelle Bedingungen ihrer Konstruktion geben. Strukturelle Faktoren, die Klassenerfahrungen im kulturanalytischen Erkenntnisprozess plausibilisieren, lassen sich aber auch aus einer Perspektive nachvollziehen, die verstärkt auf die materiellen Grundlagen des Navigierens durch die Academia als machtvollen Ort der Wissensproduktion blicken.

Wer in die Danksagungen von zumeist jungen Wissenschaftler:innen zu ihren Monografien hineinliest, wird häufig auf wertschätzende Worte gegenüber der finanziellen Unterstützung bzw. der elterlichen ‚Ermöglichung‘ des Studiums stoßen. Nur selten ist von (klassenstolzen) Berichten zu lesen, es ohne elterliche Solidarität ‚geschafft‘ zu haben. Meist sind es jene, die gerne auch über viele Jahre hinweg als wissenschaftlicher ‚Nachwuchs‘ bezeichnet werden, in prekären Befristungen angestellt sind und Care-Verpflichtungen zu verfolgen haben, für die längere Feldforschungsaufenthalte, das regelmäßige kollegiale Essengehen nach einem Institutskolloquium im Interesse des geforderten Networkings, Kongressteilnahmen etc. ohne Absicherungen aus dem privaten Umfeld – falls überhaupt als solches vorhanden – schlicht nicht machbar sind. In einem kleinen Fach wie der Europäischen Ethnologie werden nicht nur längere Feldaufenthalte außerhalb der eigenen geografischen Lage zum finanziellen Problem, sondern auch der berufliche Einstieg in die Academia: Prae Doc-Stellen sind rar, Anträge bei Drittmittelgebern müssen lange vorbereitet und die damit verbundene Unsicherheit ihrer Bewilligung ausgehalten werden. Stipendien richten sich an jene, die exzellente Leistungen erbringen *und* während ihres Studiums ehrenamtlich ‚engagiert‘ sind. Dass viele Studierende während ihrer Ausbildung arbeiten müssen, sieht das Modell des Vollzeitstudiums und damit verbundene ECTS-Vergütung nicht vor. Gleichwohl

ist auch über Deutschland hinaus an Universitäten eine grundsätzlich wachsende Aufmerksamkeit für die Relevanz von sozio-ökonomischem Status und sozialer Mobilität festzustellen. Die sich damit beschäftigenden Initiativen beschränken sich allerdings in der Regel auf Schüler:innen und (werdende) Studierende und zielen stärker auf die Assimilation an bestehende Strukturen und – seltener – deren Veränderung ab, als auch systematisch ernst zu nehmen, was Geraldine Van Bueren (2023: 224) „rich and valuable experiences of entering academia with a working-class heritage“ nennt, um auch darauf, ein epistemisch ermächtigendes Klassenbewusstsein zu haben, zu referieren:

„The term ‚socio-economic status‘, for example, does not provide positive definitions of identity, nor is it seen as autonomy-affirming. For example, I may choose to describe my origins as working class, which is an important facet of my identity, but I do not self-identify as being from a low socio-economic status. There is nothing positive about low socio-economic status, whereas many of us are proud either: (1) to be living working-class lives or (2) of coming from working-class heritages.“ (ebd.)

Ferner fällt mit einem Promotionsstipendium in der Regel die Möglichkeit weg, wichtige Ansprüche wie beispielsweise auf Arbeitslosenhilfe zu erwerben, was wiederum zu einem Weniger an Sicherheit für die Zeit nach dieser Qualifikationsphase führen kann. Während mit der Figur des Bildungsaufstieges nach wie vor die Vorstellung verbunden ist, der höhere Bildungsgrad ermögliche eine finanziell sichere Zukunft, begeben sich Armutsklassenakademiker:innen mit ihrer Arbeit in der Wissenschaft erneut in einen prekarisierenden Arbeitszusammenhang, der Flexibilität, Mobilität und postfordistisch-entgrenzte Arbeit mitunter als Vorzüge wissenschaftlichen Arbeitens verspricht. Vor dem Hintergrund von für Universitäten typischen Begrifflichkeiten wie etwa der Alma Mater (dt.: gütigen Mutter) oder des Doktorvaters und der Doktormutter spiegelt sich darin gleichsam eine Paradoxie, wie die Europäischen Ethnologinnen Miriam Gutekunst und Alexandra Rau ausführen: Suggestiert doch das „Framing der Elternschaft [...] einen autoritären, erzieherischen und beschützenden Anspruch und verweist erneut auf starre Hierarchien im Universitätssystem, in diesem Falle das Machtverhältnis, das zwischen den intellektuellen Eltern und ihren Kindern implementiert ist“ (Gutekunst & Rau 2023: 178). Vor diesem Hintergrund kann die Universität als ein „ideologischer Staatsapparat“ (Althusser 1977) verstanden werden, welcher tendenziell die Reproduktion eines *bourgeois gaze* (Lund 2018) gewährleistet und auf dem neoliberalen Versprechen von Leistungsgerechtigkeit fußt.

Selbstverständlich ist auch die Universität ein möglicher Ort von (Klassen-) Kämpfen und kritischen Interventionen, im Rahmen derer sich „wissenschaftliche Gegenkultur[en]“ (Lindner 2001: 26) herausbilden können. Aber als staatlich beauftragte Institution der Zivilgesellschaft ist sie eben nicht darauf ausgelegt, Politisierungsprozesse in Gang zu setzen, welche sich gegen die eigene Hegemonie richten (Althusser 1977). Dementsprechend wird eine kritische und engagierte Wissenschaft, die den Fokus auf die Produktion eines Gegenwissens legt, also auf die Veränderung von Strukturen abzielt und soziale Ungleichheit beseitigen oder zumindest aktiv abbauen möchte (wie beispielsweise die historische Frauenhochschulbewegung; vgl. Metz-Göckel 2019), im universitären Kontext mitunter stark reglementiert und ökonomisiert. So merken auch Beate Binder und Sabine Hess an, es sei zu fragen, „ob eine Wissensproduktion, die in dichter Kooperation mit machtvollen Institutionen geschieht, Wissen hervorbringt, das geeignet ist, emanzipative Handlungsräume zu öffnen und zu sozialer Gerechtigkeit beizutragen“ (Binder & Hess 2013: 47).

Klasse in der ethnografischen Forschungspraxis

Für viele Beitragende dieses Special Issues schrieb sich die Erfahrung des Klassenübergangs unmittelbar in die ethnografische Forschungspraxis ein und führte zu einem Gefühl der Orientierungslosigkeit – oder, um es in den Worten Lindners zu sagen: Zu einer „Erfahrung von in-between-ness und out-of-place-ness“ (Lindner 2001: 26). Andere wiederum rückten sie affirmativ als Erkenntnisgewinn in den Vordergrund oder reflektierten sie als nur vermeintlich unmarkierte Größe. Die nachfolgenden Aufsätze begegnen dem forschenden Klassen-Struggle mit objektivierenden Begriffen und Konzepten ebenso wie durch die intensive Auseinandersetzung mit der Frage, wie sich (eigene) biografische Klassenprägungen in den Forschungsprozess schon ab Beginn der Themenwahl eingeschrieben haben.

In ihrem evokativ-autoethnografischen Beitrag *From Practice to Theory and Back Again? How Mixed-Class Backgrounds Shape Academic Trajectories* berichtet **Lydia Arantes** davon, dass sich Klassenprägungen mitunter nicht eindeutig bestimmen lassen, was es aber auch möglich machen könne, sich in unterschiedlichen Milieus ebenso vertraut zu fühlen wie auch produktive Irritationen zu erleben, die sich manchmal erst im Verschriftlichen selbst offenbaren. Als Tochter eines Lehrers für Musik und technisches Werken sowie einer Hausfrau mit Arbeiterklassenhintergrund wuchs sie in zum Teil widersprüchlichen Verhältnissen im österreichischen Vorarlberg auf:

„[H]er family had all the German literature classics on the bookshelves in the living room, but nobody ever read or discussed them. There were no (intellectual) debates at all. Instead, she and her siblings were encouraged to develop and refine practical skills“ (siehe Arantes in diesem Band).

Die durch ihre Familie vermittelte Affinität zu praktischen Tätigkeiten veranlasste sie dazu, sich einen Studiengang zu suchen, der es ihr erlauben sollte, einen eigenen Bezug zu ihnen herzustellen und Widersprüche somit ein Stück weit einzuhegen: Anthropolog:innen, so Arantes, untersuchen, wie Menschen ihr Leben führen und wie dieses kulturell und sozial geformt ist: Was, so die Autorin, wäre also naheliegender, als ‚echtes Leben‘ zu beforschen, um die vermeintlichen Antagonismen von Theorie und Praxis zu fassen? Am Beispiel ihrer Dissertationsforschung zur Praxis des Strickens spürt sie diesen Suchbewegungen eindrücklich nach.

Auch **Marion Hamm** und **Janine Schemmer** nehmen in ihrem Beitrag eigene biografische Erfahrungen zum Ausgangspunkt, um dem Weg in das Studium der ehemaligen Volkskunde und Empirischen Kulturwissenschaft, der daran anschließenden prekären Phase im jahrelangen ‚Post Doc-Karussell‘ und Forschungserfahrungen, die davon losgelöst nicht verstanden werden können, nachzugehen. Indem sie auf den Erfahrungsbegriff der *Klassenreise* von Betina Aumair und Brigitte Theißl (2020) zurückgreifen, grenzen sie ihre Bahnungen von dem ab, was gemeinhin als Bildungsaufstieg bezeichnet wird. Ihre Reflexionen in *Klasse als performativer Prozess in Ethnografie und Forschungsalltag* brechen mit der Vorstellung, in einem akademischen Milieu anzukommen und betrachten vielmehr die Ambiguität eigener Subjektivierung entlang der Achse des Lebenslaufs und der Anforderungen akademischer Performanz: „Auch wenn viele von uns ihre Andersheit nicht vor sich hertragen – aus dem habituellen Mimikry eine unumwundene Integration in den Schoß der kulturell dominanten Mittelschicht und dann der Alma Mater abzuleiten, wäre ein Trugschluss“, so Hamm und Schemmer in diesem Band. Ethnografie kristallisiert sich in dieser Manier als eine Art und Weise heraus, nicht nur das Bewusstsein über die Situiertheit eines Feldes, sondern auch

über die eigene Positioniertheit zu schärfen und sich gleichsam taktisch und strategisch von der eigenen Klassenbiografie distanzieren zu können. Anhand ihrer Forschungsprojekte zur Transformation von Arbeit im Hamburger Hafen und zur europaweiten Prekarisierungsbewegung zeichnen sie nach, wie ihnen eine teils von der eigenen Klasse reflexiv abstandnehmende ‚sichere‘ Distanz dabei half, die Logiken ihres Feldes vor dem Hintergrund klassenspezifischer Projektionen und deren Ursachen zu beleuchten.

Wenn ethnografische Studien die eigene Klasse thematisieren, liegt nicht zuletzt aufgrund des rezenten Sichtbarwerdens von international prämierten bis hin zu theatralisch inszenierten klassenbezogenen Erfahrungsberichten und Auto(sozio)biografien von Klassenübergänger:innen aus einem wie auch immer definierten ‚Unten‘ (Eribon 2016; Stanišić 2019; hooks 2022; Ernaux 2023) die Vermutung nahe, dass es sich um eine Perspektive der von Ausschlüssen betroffenen bzw. ausgebeuteten Klasse handelt.⁵ Deutlich seltener wird dabei auch die bislang eher unmarkierte Position des ‚Dazugehörens‘ kritisch thematisiert. In ihrem Aufsatz *Dismantling the Ethnographer’s House. On Mexican Middle Classes and Shopping Malls* begegnet **Carolín Loysa** dieser Leerstelle. Ihre Forschung zur Rolle der Shopping Mall *Angelópolis* – ein staatlich gefördertes Urbanisierungsprojekt in der mexikanischen Großstadt Puebla – wurde nämlich maßgeblich dadurch beeinflusst, dass sie selbst der *Upper Middle Class* angehört und *weiß* sowie europäisch gelesen wird. Auf Audre Lorde (2003) bezugnehmend definiert sie Shopping Malls als *Masters House* und *Masters Tool* und damit als einen Ort, an welchem sich neoliberale Urbanisierungsprozesse strukturell verdichten – und damit auch die Aushandlung von Klassenverhältnissen. Dadurch figuriert die Mall ein Symbol der Moderne und des Fortschritts, an welchem sich die mexikanische *Upper Middle Class* in Szene setzt und ihrer selbst vergewissere. Gleichzeitig erzeugt sie Ausschlüsse, etwa wenn Akteur:innen des Feldes bestimmte Besucher:innen der Mall als phänotypisch nicht ins Bild passend klassifizieren. Mit Blick auf die Marketingstrategien der Mall zeigt Loysa, dass Klassenverhältnisse in diesem lokalen Mikrosetting nur dann verstanden werden können, wenn der Zusammenhang von *Middle Classness* und *Whiteness* Berücksichtigung findet. Den Deutungen der von ihr interviewten Akteur:innen des Feldes folgend begreift die Autorin Klasse als etwas, das sich vorrangig durch geteilte Gewohnheiten und soziale Netzwerke, einen geteilten Lifestyle inklusive geteilter Konsumpraktiken und Habitus auszeichnet. Ausgehend von einer dekolonialen Perspektive reflektiert Loysa nicht nur die eigene Rolle als *weiße* Forscherin aus dem globalen Norden, sondern auch die Rolle der Ethnografie. Sie arbeitet heraus, dass Ethnografie eine historisch gewachsene Praxis ist, in deren Entwicklung Klassismen und Rassismen eingeschrieben waren und es dementsprechend reflexive Strategien wie die Bestimmung der eigenen Klasse brauche, um deren Reproduktion in der Feldforschungspraxis zu verhindern.

Wie unter anderem Rolf Lindner (1981) in *Die Angst des Forschers vor dem Feld* nahelegte, wird Forschenden gerade in Kontexten des statusgruppenbezogenen *Research Down* rasch ein Klassenmisstrauen entgegengebracht. So können die Rolle als Wissenschaftler:in und damit verbundene Vorstellungen von Kopfarbeit problematisiert werden und mitunter kann auch die Sinnhaftigkeit sowie Aufrichtigkeit des eigenen Tuns infrage gestellt sein. Lindner stellt fest, der Sozialtyp ‚Forscher‘ erinnere „durch Habitus und Gestik, Sprechweise und Auftreten etc. an bestimmte Sozialtypen, mit denen ‚man seine Erfahrungen gemacht hat‘“

⁵ Viele dieser Erzählungen wurden innerhalb der vergangenen zehn Jahren ins Deutsche übersetzt, sind jedoch teilweise bereits erheblich früher erschienen, so etwa Annie Ernaux’ *Die leeren Schränke* (2023; ursprünglich 1974) oder bell hooks’ *Die Bedeutung von Klasse* (2022; ursprünglich 2000).

(Lindner 1981: 58–59). An Konzepte von Klassenvertrauen und -misstrauen anknüpfend, beleuchtet **Natalia Picaroni-Sobrado** mit Blick auf ihre Feldforschungserfahrungen, inwiefern klassenspezifische Selbst- und Fremdkategorisierungen die eigene Forschung und daran geknüpfte Wissensproduktion hemmen aber auch voranbringen können. Das Herzstück ihres Beitrags *„Sie dürfen nicht schwarzfahren, Frau Magistra!“*. Überlegungen zur Klassendimension zwischen Alltagsleben und ethnografischer Forschungspraxis bilden drei ethnografische Vignetten, die zeigen, wie sich die Autorin während ihrer teilnehmenden Beobachtungen mit marginalisierten Gruppen in Chile und Uruguay ganz konkret in intersektionalen Klassenverhältnissen positioniert hat und wie sie von ihren Forschungspartner:innen in diesen positioniert wurde. Beispielsweise wurde sie aufgrund ihres Essverhaltens eingeladen, in ein Familienhaus zu ziehen, anstatt allein in einer Gemeinschaftshütte der Indigenen Gemeinschaft auf der Insel Chiloé zu wohnen. Dass sie das ihr angebotene Essen gerne aß, führte ihre Forschungspartner:innen dazu, die Forscherin nicht einer ihnen entgegenstehenden Klasse zuzuordnen: Die Praxis, wenig zu essen beziehungsweise das angebotene Essen nicht anzunehmen, assoziierten sie vielmehr mit Menschen, die nie Hunger oder Armut erfahren mussten und auf diese Weise mit ausbeuterisches Großgrundbesitzenden. Picaroni-Sobrados Interaktion mit den in Fischerei und Landwirtschaft tätigen Arbeiterinnen, für die sie als Tausch für die Möglichkeit, bei und mit ihnen zu forschen, regelmäßig Yogastunden gab, führte dagegen zu anderen irritierenden Differenzenerfahrungen: So wurde sie von ihnen nicht als eine armutserfahrene, sondern als eine ‚feine Frau‘ eingestuft, was zur Irritation ihres eigenen Klassenbildes führte und sie die Notwendigkeit einer stärkeren De-Essentialisierung ihrer Vorannahmen erkennen ließ. Zu ihren klassenbedingten und durch die Feldforschung irritierten Vorannahmen zählte, dass sie beispielsweise das Angebot Yoga zu unterrichten aufgrund der Annahme, dies sei für die Menschen in Indigenen Kontexten ‚unangemessen‘, lange Zeit zurückhielt. Die Berücksichtigung wechselseitiger Interpretationen, im Zuge derer Forscher:innen und Akteur:innen mal als ‚die Anderen‘, mal als ‚Dazugehörige‘ konstruiert werden (Bereswill 2003), ist für eine gelingende Forschungspraxis also essenziell. Schließlich lässt die Reflektion dieser Erfahrungsmomente weitreichende Erkenntnisse und Rückschlüsse über die lokalen und globalen Artikulationen der Auseinandersetzungen um soziale Ungleichheiten zu.

Sehr lokalspezifisch hingegen ist im deutschsprachigen Raum seit den 2010er Jahren wieder verstärkt von Klassismus als einer Diskriminierungsform die Rede. Dies habe insbesondere in marxistisch argumentierenden Kontexten zu großen Verwerfungen und Kritik am dezidiert identitätstheoretischen Anliegen der Vertreter:innen des Klassismus-Ansatzes geführt, so **Stefan Wellgraf** in seinem Beitrag *Klasse und/oder Klassismus? Zum Umgang mit einer begrifflichen Differenz*. Dass die Europäische Ethnologie und ihre Nachbardisziplinen allerdings bestens dazu geeignet sind, diese beiden Ansätze, die sich gegenseitig entweder einen zu starken Kulturalismus oder einen Universalanspruch der für Erfahrung wenig sensiblen strukturalistischen Theorien vorwerfen, miteinander zu verbinden, reflektiert Wellgraf am Beispiel seiner Forschungen in Hauptschulkontexten. Seine Spurensuche durch den ethnografischen Prozess bis hin zur Verschriftlichung und den dabei gewählten Begriffen führt vor Augen, dass die Erfahrung von Klasse nicht erst im Theoriegewand eine Berechtigung hat und umgekehrt theoretische Zugriffe dazu beitragen können, eine eher intuitive Benennungspraxis zu konkretisieren.

Anmerkungen

Wir bedanken uns bei allen Autorinnen und Autoren für ihre konstruktiven und persönlichen Beiträge zu dieser Gastherausgeberschaft, mit denen sie hoffentlich nicht nur zum Abbau von Tabus beitragen, sondern auch den Stein für eine breitere Diskussion zur Rolle der Klasse in der ethnografischen Forschungspraxis ins Rollen bringen. Außerdem gilt unser Dank Kathrin Eitel und der ganzen Redaktion von Kulturanthropologie Notizen und nicht zuletzt unseren Kolleg:innen, die zum Gelingen dieses Heftes beigetragen haben: Helen Ahner, Laura Bäumel, Moritz Ege, Valeska Flor, Miriam Gutekunst und Lisa Riedner.

Literatur

- Abou, Tanja (2020): Prololesben und Arbeiter*innentöchter. Interventionen in den feministischen Mainstream der 1980er- und 1990er-Jahre. In: Seeck, Francis & Brigitte Theißl (Hgs.), *Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen*. Münster: Unrast, 97–106.
- Abu-Lughod, Lila (1996): Gegen Kultur Schreiben. In: Ilse Lenz, Andrea Germer & Brigitte Hasenjürgen (Hgs.), *Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive*. Opladen: Leske + Budrich, 14–45. https://doi.org/10.1007/978-3-663-11818-3_2
- Althusser, Louis (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg & Westberlin: VSA.
- Altieri, Riccardo & Bernd Hüttner (Hgs.) (2021): *Klassismus und Wissenschaft*. Marburg: BdWi-Verlag.
- Aumair, Betina & Brigitte Theißl (Hgs.) (2020): *Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt*. Wien: ÖGB.
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: Schwartz & Co, 35–74.
- Becker, Brigitte, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm, Ute Karl, Judith Kestler, Sebastian Kestler-Joosten, Ulrike A. Richter, Sabine Schneider, Almut Sülzle & Barbara Wittel-Fischer (2017): Die reflexive Couch. Feldforschungssupervision in der Ethnographie. In: Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm & Almut Sülzle (Hgs.), *Ethnografie und Deutung*. Wiesbaden: Springer VS, 59–83. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15838-5_3
- Binder, Beate & Sabine Hess (2013): Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung. In: Beate Binder, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Sabine Hess & Anika Keinz (Hgs.), *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 22–54.
- Boltanski, Luc & Ève Chiapello (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Bönisch-Brednich, Brigitte (2012): Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 108, 47–63.
- Bourdieu, Pierre (1987a): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1987b): What Makes a Social Class? On the Theoretical and Practical Existence of Groups. In: *Berkeley Journal of Sociology* 32, 1–17.

- Bourdieu, Pierre (1993): Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Eberhard Berg (Hg.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 365–373.
- Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brinkel, Teresa (2008): Forschende im Fokus. Zu den Potentialen und Problemen der Wissensforschung in den Kulturwissenschaften. In: Anthropos 103, 527–539.
<https://doi.org/10.5771/0257-9774-2008-2-527>
- Candeias, Mario (2021): Crashkurs Klassenanalyse. In: Ders. (Hg.), KlassenTheorie. Vom Making und Remaking. Hamburg: Argument, 9–36.
- Dahrendorf, Ralf (1975): Die Denunziation der Aufklärung. In: Die Zeit, 28.03.1975.
<https://www.zeit.de/1975/14/die-denunziation-der-aufklaerung>. Letzter Zugriff: 30.03.2024.
- Dörre, Klaus (2021): Ausschluss, Prekarität, (Unter-)Klasse – theoretische Konzepte und Perspektiven. In: Roland Anhorn & Johannes Stehr (Hgs.), Handbuch Soziale Ausschließung und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, 255–289.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-19097-6_4
- Ege, Moritz (2013): „Ein Proll mit Klasse“. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheit unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt & New York: Campus.
- Ege, Moritz (2021): Konjunktur/Konstellation. In: Peter Hinrichs, Martina Röthl & Manfred Seifert (Hgs.), Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin: Dietrich Reimer, 177–194.
- El-Mafaalani, Aladin (2017): Sphärendiskrepanz und Erwartungsdilemma. Migrationsspezifische Ambivalenzen sozialer Mobilität. In: Zeitschrift für Pädagogik 63, 708–725. <https://doi.org/10.25656/01:18823>
- Eribon, Didier (2016): Rückkehr nach Reims. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ernaux, Anni (2023): Die leeren Schränke. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Evans, Gillian (2017): Social Class And The Cultural Turn. Anthropology, Sociology And The Post-Industrial Politics of 21st Century Britain. In: The Sociological Review 65, 88–104.
<https://doi.org/10.1177/0081176917693549>
- Fraser, Nancy (1992): Rethinking the Public Sphere. A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy. In: Craig Calhoun (Hg.), Habermas and the Public Sphere. Cambridge: MIT, 109–142.
- Gaillinger, Felix (2021): Ungeniert und privilegiert?! Das Dilemma einer Debatte um ‚Klassismus nach oben‘. In: Forum Wissenschaft BdWi 4/2021, 35–39.
- Gaillinger, Felix (2022): Um den Unterhalt kämpfen! Junge Volljährige im Rechtsstreit gegen ihre Väter. München: Utzverlag.
- Gilbert, Jeremy (2019): Das Kulturelle in politischen Konjunkturen. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 13/2, 104–114. <https://doi.org/10.14361/zfk-2019-130211>
- Granfield, Robert (1991): Making It By Faking it. Working-Class Students in an Elite Academic Environment. In: Journal of Contemporary Ethnography 20/3, 331–351.
<https://doi.org/10.1177/089124191020003005>
- Gutekunst, Miriam & Alexandra Rau (2023): Nachwuchswissenschaftlerin. In: Daniel Habit, Christiane Schwab, Moritz Ege, Laura Gozzer & Jens Wietschorke (Hgs.), Kulturelle Figuren. Ein empirisch-kulturwissenschaftliches Glossar. Münster: Waxmann, 177–184.
- Hall, Stuart & Back, Les (2009): At Home and Not at Home. Stuart Hall in Conversation with Les Back. In: Cultural Studies 23, 658–688.

- Hall, Stuart (2000): Das theoretische Vermächtnis der Cultural Studies. In: Ders. (Hg.), *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3*. Hamburg: Argument, 34–51.
- Hall, Stuart (2020): *Vertrauter Fremder. Ein Leben zwischen zwei Inseln*. Hamburg: Argument.
- hooks, bell (2022): *Die Bedeutung von Klasse*. Münster: Unrast.
- Jaquet, Chantal (2018): *Zwischen den Klassen. Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht*. Paderborn: Konstanz University Press.
- Kaschuba, Wolfgang (1991): Arbeiterkultur heute. Ende oder Transformation?. In: Wolfgang Kaschuba, Gottfried Korff & Bernd Jürgen Warneken (Hgs.), *Arbeiterkultur seit 1945 – Ende oder Veränderung? 5. Tagung der Kommission "Arbeiterkultur" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*. Tübingen, 31–57.
- Kaschuba, Wolfgang (2003): *Einführung in die Europäische Ethnologie*. München: C. H. Beck.
- Kemper, Andreas & Heike Weinbach (2009): *Klassismus. Eine Einführung*. Münster: Unrast.
- Klaß, Anna (2024): „Das Ergebnis steht halt noch nicht fest“. *Queere und feministische Praktiken des Flirtens im Zeitalter von #MeToo*. München: Utzverlag.
- Koch, Gertraud & Bernd Jürgen Warneken (2014): oben_unten. *Bilder vom Leben der Anderen*. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 1, 3–6.
<https://doi.org/10.15496/publikation-1413>
- Koch, Gertraud & Bernd Jürgen Warneken (2017): *Sozialbeziehungen zwischen Arm und Reich*. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 6, 3–9.
- Lange-Vester, Andrea & Tobias Sander (Hgs.) (2016): *Soziale Ungleichheiten, Milieus und Habitus im Hochschulstudium*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Leimgruber, Walter (2023): *Aufsteiger(:in?)*. In: Daniel Habit, Christiane Schwab, Moritz Ege, Laura Gozzer & Jens Wietschorke (Hgs.), *Kulturelle Figuren. Ein empirisch-kulturwissenschaftliches Glossar*. Münster: Waxmann, 41–47.
- Lindner, Rolf (1981): Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77, 51–66.
- Lindner, Rolf (1996): *Arbeiterkultur und Authentizität*. In: Wolfgang Kaschuba, Thomas Scholze & Leonore Scholze-Irrlitz (Hgs.), *Alltagskultur im Umbruch*. Weimar, Köln & Wien: Böhlau, 71–82.
- Lindner, Rolf (2001): „Zwei oder drei Dinge, die ich über Kultur weiß...“. Eine Reprise. In: Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider & Ute Werner (Hgs.), *Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt*. Münster: Waxmann, 16–27.
- Lorde, Audre (2003): *The Master's Tools Will Never Dismantle the Master's House*. In: Reina Lewis & Sara Mills (Hgs.), *Feminist Postcolonial Theory. A Reader*. Edinburgh: Edinburgh University Press, 25–28.
- Lund, Anna (2018): *Time, Memory And Class*. In: *Ethnography* 19, 548–564.
<https://doi.org/10.1177/1466138118780863>
- Maclean, Chloe (2022): *Rise with Your Class, not Out of Your Class. Auto-Ethnographic Reflections on Imposter Syndrome and Class Conflict in Higher Education*. In: Michelle Addison, Maddie Breeze & Yvette Taylor (Hgs.), *The Palgrave Handbook of Impostor Syndrome in Higher Education*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 159–172.
https://doi.org/10.1007/978-3-030-86570-2_10
- Marchart, Oliver (2018): *Cultural Studies*. München: UKV Verlag.
<https://doi.org/10.36198/9783838549965>

- Metz-Göckel, Sigrid (2019): Frauenhochschulbewegung. Selbstermächtigung und Wissenschaftskritik. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hgs.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, 1033–1042. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_116
- Meulenbelt, Anja (1988): Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Reinbeck: Rowohlt Verlag.
- Mignolo, Walter (2009): Epistemic Disobedience, Independent Thought and Decolonial Freedom. In: *Theory, Culture & Society* 26, 159–181. <https://doi.org/10.1177/0263276409349275>
- Möller, Christina, Markus Gamper, Julia Reuter & Frerk Blome (2020): Vom Arbeiterkind zur Professur. Gesellschaftliche Relevanz, empirische Befunde und die Bedeutung biographischer Reflexionen. In: Julia Reuter, Markus Gamper, Christina Möller & Frerk Blome (Hgs.), *Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft*. Bielefeld: Transcript, 9–64. <https://doi.org/10.14361/9783839447789-001>
- Möller, Christina (2018): Prekäre Wissenschaftskarrieren und die Illusion der Chancengleichheit. In: Mike Laufenberg, Martina Erlemann, Maria Norkus & Grit Petschik (Hgs.), *Prekäre Gleichstellung. Geschlechtergerechtigkeit, soziale Ungleichheit und unsichere Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft*. Wiesbaden: Springer VS, 257–278. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11631-6_11
- Montanari, Johanna (2023): Kuratierte Öffentlichkeit. Eine postkoloniale Ethnografie journalistischer Praxis in Jordanien. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839468753>
- Moser, Johannes & Simone Egger (Hgs.) (2019): *The Vulnerable Middle Class? Strategies of Housing in Prospering Cities*. München: Utzverlag.
- Nimführ, Sarah & Martina Blank (2023): Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld. Annäherungen an eine dekoloniale Wissensproduktion. In: Martina Blank & Sarah Nimführ (Hgs.), *Writing Together. Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld*. Bielefeld: Transcript, 9–30. <https://doi.org/10.14361/9783839463994-001>
- Pakulski, Jan (2009): Foundations of a Post-Class Analysis. In: Erik Olin Wright (Hg.), *Approaches to Class Analysis*. Cambridge: Cambridge University Press, 152–179. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511488900.007>
- Pincus, Fred & Nathalie Sokoloff (2008): Does „Classism“ Help Us to Understand Class Oppression?. In: *Race, Gender & Class* 15, 9–23.
- Ploder, Andrea & Jana Stadlbauer (2013): Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 116, 373–404.
- Ploder, Andrea (2021): Evokative Autoethnografie. In: Marc Dietrich, Irene Leser, Katja Mruck, Paul Sebastian Ruppel, Anja Schwentesius & Rubina Vock (Hgs.), *Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kulturen, Performanz und Methoden*. Wiesbaden: Springer VS, 155–172. https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5_9
- Reilly, Iona Burnell (Hg.) (2023): *The Lives of Working Class Academics. Getting Ideas Above Your Station*. Bingley: Emerald Publishing Limited. <https://doi.org/10.1108/9781801170574>
- Reuter, Julia, Markus Gamper, Christina Möller & Frerk Blome (Hgs.) (2020): Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. *Autobiographische Notizen und soziobiographische Analysen*. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839447789>

- Roßhart, Julia (2016): Klassenunterschiede im feministischen Bewegungsalltag. Antiklassistische Interventionen in der Frauen- und Lesbenbewegung der 80er und 90er Jahre in der BRD. Berlin: w_orten & meer.
- Schelsky, Helmut (1965): Die Bedeutung des Schichtungsbegriffes für die Analyse der gegenwertigen deutschen Gesellschaft (1953). In: Ders. (Hg.), Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. Düsseldorf & Köln: Diederichs, 331–336.
- Schneider, Ingo (2021): Verantwortung. In: Peter Hinrichs, Martina Röthl & Manfred Seifert (Hgs.), Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin: Dietrich Reimer, 35–51.
- Skeggs, Beverley & Vik Loveday (2012): Struggles for Value. Value Practices, Injustice, Judgement, Affect and the Idea of Class. In: The British Journal of Sociology 63, 472–490. <https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.2012.01420.x>
- Skeggs, Beverley (2004): Class, Self, Culture. London: Routledge.
- Skeggs, Beverley (2005): The Making of Class and Gender through Visualizing Moral Subject Formation. In: Sociology 39, 965–982. <https://doi.org/10.1177/0038038505058381>
- Smith, Raymond T. (1984): Anthropology and the Concept of Social Class. In: Annual Review of Anthropology 13, 467–494.
- Speck, Sarah (2018): Paradoxien der Gleichheit. Widersprüchliche Verkehrungen in zeitgenössischen Geschlechterverhältnissen. In: Barbara Rendtorff, Birgit Riegraf & Claudia Mahs (Hgs.), Struktur und Dynamik. Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis. Wiesbaden: Springer VS, 65–96. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22311-3_5
- Spoerhase, Carlos (2018): Aufstiegsangst. Zur Autoethnobiographie des Klassenübergängers. In: Chantal Jaquet (Hg.), Zwischen den Klassen. Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht. Paderborn: Konstanz University Press, 231–253.
- Spoerhase, Carlos (2024): Literarische Besteckszenen. Über den sozialen Aufstieg mit Messer und Gabel. In: Merkur 897, 66–74.
- Stamm, Margrit (Hg.) (2019): Arbeiterkinder und ihre Aufstiegsangst. Probleme und Chancen von jungen Menschen auf dem Weg nach oben. Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Stanišić, Saša (2019): Herkunft. München: Luchterhand.
- Thompson, E. P. (1959): Commitment in Politics. In: Universities & Left Review 1, 50–55.
- Van Bueren, Geraldine (2023): Enriching Universities and Scholarship by Prohibiting Class Discrimination. In: Iona Burnell Reilly (Hg.), The Lives of Working Class Academics. Getting Ideas Above Your Station. Bingley: Emerald Publishing Limited, 223–227. <https://doi.org/10.1108/978-1-80117-057-420221017>
- Warneken, Bernd Jürgen (2019): Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer Unter- und Mittelschichten. In: Timo Heimerdinger & Marion Näser-Lather (Hgs.): Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie. Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 29: Wien, 117–130.
- Wellgraf, Stefan (2012): Hauptschüler. Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839420539>
- Wietschorke, Jens (2012): Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXVI, 325–359.

- Wietschorke, Jens (2019): "Impostors in the Ivory Tower". Zur wissenschaftlichen Performanz von Bildungsaufsteiger/innen. In: Thomas Etzemüller (Hg.): Der Auftritt. Performanz in der Wissenschaft. Bielefeld: Transcript, 75–92. <https://doi.org/10.1515/9783839446591-004>
- Willis, Paul (1977): Learning to Labour. How Working Class Kids Get Working Class Jobs. Farnborough: Saxon House.
- Wright, Erik Olin (Hg.) (2009a): Approaches to Class Analysis. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511488900>
- Wittel, Andreas & Bernd Jürgen Warneken (1997): Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93, 1–16.
- Wright, Erik Olin (2009b): Conclusion. If "Class" Is the Answer, What Is the Question? In: Ders. (Hg.), Approaches to Class Analysis. Cambridge: Cambridge University Press, 180–192. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511488900.008>
- Wright, Erik Olin (2009c): Understanding Class. Towards an Integrated Analytical Approach. In: New Left Review 60, 101–116.
- Wright, Erik Olin (2023): Warum Klasse zählt. Berlin: Suhrkamp.
- Zitelmann, Rainer (2020): Upward classism. Prejudice and stereotyping against the wealthy. Economic Affairs 40, 162–179. <https://doi.org/10.1111/ecaf.12407>

Autor:inneninformation

Felix Gaillinger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter (Univ. Ass. „Prae Doc“) am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Dort promoviert er zur Produktion und Erfahrung urbaner Öffentlichkeiten und Gegenöffentlichkeiten am Gegenstand des Sitzens. Seit 2022 ist er Co-Sprecher des Netzwerks kulturwissenschaftliche Stadtforschung und seit 2024 Research Affiliate der Forschungsplattform „The Challenge of Urban Futures. Governing the Complexities in European Cities“. Derzeit leitet er das Third Mission-Projekt „Städtische Stuhlversammlungen zur kritischen Öffentlichkeitsproduktion“ in Kooperation mit *dérive* (Radio für Stadtforschung) und dem Wien Museum. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören ferner Klassenanalyse, italienische Philologie, Verwandtschaftsforschung und Rechtsanthropologie. Jüngste Publikation: Gaillinger, Felix: Verletzbarkeit im Umgang mit Un/Recht. Überlegungen zur Praxis des Unterhaltskonflikts. In: Camilla Angeli et al. (Hgs.): Schauplätze der Verletzbarkeit. Kritische Perspektiven aus den Geistes- und Sozialwissenschaften (De Gruyter, 2024).

Anna Klaß ist politische Bildnerin und Pädagogin bei einem Münchner Bildungskollektiv. Dort beschäftigt sie sich derzeit mit Fragen von (Anti-)Diskriminierung sowie Demokratie und Teilhabe und ihrer pädagogischen Vermittlung. Klaß studierte Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Italianistik und Sprache, Literatur, Kultur an der LMU München, der Università di Bologna und der Universität Wien. Ihre Interessenschwerpunkte sind Queer - und Gender Studies, Protest- und Bewegungsforschung, Emotionsanthropologie und Theorien sozialer Ungleichheit. Jüngste Publikation: Klaß, Anna: "Das Ergebnis steht halt noch nicht fest". Queere und feministische Praktiken des Flirtens im Zeitalter von #MeToo (Utzverlag, 2024).